



# Rastenburger „Heimatblätter“

für  
Heimatspflege und Geschichtskunde

Herausgeber und für den Inhalt verantwortlich:  
Arthur Springfeldt, Rastenburg.

Nachdruck der Original-  
beiträge verboten!

Druck und Verlag:  
Buchdruckerei der Rastenburger Zeitung G. m. b. H.

Nr. 6

Rastenburg, Sonntag, den 26. März

1922

## Rastenburger Straßennamen.

Von Walter Ludebach.  
(Nachdruck verboten.)

Straßennamen? Der Eingeborene nimmt sie als etwas Gegebenes hin und zerbricht sich darüber nicht weiter den Kopf. Eher fragt einmal ein Fremder, was dieser oder jener Name bedeutet — und erhält dann keine Antwort. Und doch steckt auch in den Straßennamen ein Stück Heimatgeschichte und Kulturgeschichte, und sie gehören neben Grundriß, Bauweise und Kirchen zu dem, was die Eigenart einer Stadt ausmacht. Wer kann sich Danzig ohne Topengasse oder Heiligegeistgasse vorstellen? Würde nicht ein Teil ihres Reizes verloren gehen, wenn sie Schiller- oder Goethestraße hießen? Viele Städte haben es eben verstanden, das Kulturgut, das in ihren alten Straßennamen lag, zu erhalten. Im Osten, und hauptsächlich in kleineren Städten, ist dagegen oft gesündigt worden. Ebenso wie man aus mangelnder Ehrfurcht vor dem historisch Gewordenen Mauern und Tore auch da einriß, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse es garnicht verlangten, ebenso hat man auch die alten Straßennamen ohne rechten Grund beseitigt und mit Vorliebe Straßen und Plätze nach Personen und Dingen benannt, die mit der Geschichte und Eigenart der Stadt nichts zu tun haben. Gewiß ist in Namen wie Friedrichstraße oder Bismarckstraße das Bestreben anzuerkennen, unsere großen Männer zu ehren. Aber sie kehren fast in jeder Stadt wieder und haben sich dadurch so abgegriffen wie eine Münze, die durch Tausende von Händen gegangen ist. Wie anders klingen etwa in Königsberg die Weißgerberstraße, Fleischbänkenstraße, Reiffersbahn, die uns von dem Gewerbeleben in alter Zeit erzählen, Lastadie und Roggenstraße, in denen sich das mittelalterliche Hafenleben spiegelt, Weidendamms und Rostgarten, in denen das alte Aussehen dieser Straßen nachklingt, Rantstraße und Nicolaistraße, die an berühmte Söhne der Stadt erinnern.

Rastenburg hat an solchen eigenartigen Straßennamen mehr als andere Städte der Provinz. Die alten Bezeichnungen Freiheit, Neustadt, Georgenthal sind uns erhalten geblieben, und man hat auch in der neuesten Zeit unter Bürgermeister Pieper vielfach mit Glück versucht, bei der Benennung neuer Straßenzüge an die Geschichte der Stadt oder an alte Flurnamen anzuknüpfen. So haben wir neuerdings einen Hochmeisterweg, eine Domänenstraße, einen Kuhweidenweg, u. die schöne Sitte, Straßen nach verdienten Bürgern zu benennen, hat die Hippelstraße, Sembelstraße, Kolmarstraße, Bankmannstraße geschaffen. Und doch ist auch bei uns manches versehen worden. Manche alte Namen sind ohne ersichtlichen Grund verwässert worden. War der Hospitalwinkel nicht bezeichnender als die Hospitalstraße? Die Neue Sorge nicht eigenartiger als die Moltkestraße? Noch vor 30 Jahren ging die Jugend auf der Königsberger Vorstadt

spazieren, die Mauerstraße hieß noch Mauer-gasse. Vor 100 Jahren hieß die Hintere Kirchenstraße kürzer und nicht schlechter die Predigergasse, die Hintere Schloßstraße nach der Lateinschule, die über der polnischen Kirche lag, die Schulgasse. Manche alte Bezeichnung hat man ganz fallen lassen. Die Bauernvorstadt, die seit Jahrhunderten so hieß, hätte man in einem Straßenzuge erhalten können, wie es die Königsberger mit dem Tragheim, dem Sadheim, dem Löbenicht gemacht haben. Jetzt scheint dasselbe Schicksal bei der Aufteilung dem Stiermarkt und Rasthöhe zu drohen. Vielleicht ließe sich für das Gubertal zwischen Hundrieser und der Grambergischen Untermühle der alte Name Schustergrund wieder einbürgern, der schon im 15. Jahrhundert gebräuchlich war. Und den Platz, auf dem das Enzeum steht, sollte man wieder Paradeplatz nennen, wie er schon im 17. Jahrhundert hieß. Bei der Benennung neu entstandener Straßen ist nicht immer die Erinnerung an die alten Zustände bewahrt worden, die für spätere Geschlechter so reizvoll ist. Die Bahnhofstraße führt auf dem Gelände des alten Amtsrösgartens, der Name Rostgarten hätte nach Jahrhunderten noch daran erinnert. Die Poststraße geht am Rande des alten Stadtgrabens entlang und hätte Am Stadtgraben genannt werden können. Für die Georgstraße, die durch die schwarzen Gärten führt, wäre vielleicht der Name Schwarzer Garten bezeichnender gewesen. Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Vor allem die alten Flurbezeichnungen hätten noch manchen passenden Straßennamen stellen können. Im folgenden sollen die Rastenburger Straßennamen, die einer Erklärung bedürfen, erläutert werden. Um den Leser durch eine alphabetische Aufzählung nicht zu ermüden, sind sie historisch geordnet und werden an der Stelle erklärt, wo sie zum ersten Mal in der Geschichte der Stadt auftauchen.

Die ältesten Straßennamen sind bei uns ebenso wie in anderen Städten nicht von Amts wegen eingeführt, sondern im Volksmund entstanden. Das Volk bildet ja auch heute noch Straßennamen, und das sind oft nicht die schlechtesten. Vor einigen Jahren nannten die Rastenburger einen nach Woplauden führenden Weg den Landratsweg, was garnicht übel klingt. In manchen Städten hat man den Weg zum Finanzamt Seufzerallee genannt, einem ähnlichen Volkswitz verdankt bei uns Spektakelshof seinen Namen. Wie nahe lag es einst dem Volk, die Straße, die nach der Kirche führte, Kirchengasse und die nach dem Schloß zu Schloßgasse zu nennen. Zunächst gab es allerdings eine lange Zeit, in der man überhaupt ohne Straßennamen auskam. Wozu wären sie auch nötig gewesen in einer Zeit, wo jeder den andern kannte! Bis vor 150 Jahren kam man mit 5 bis 6 Namen aus, die weniger Straßen als Stadtteile bezeichneten. Das ehrwürdigste Alter unter ihnen hat die Neustadt. Führt doch ihr Name bis zur Gründung der Stadt zurück. Als der Hochmeister Winrich v. Kniprode im Jahre 1357

der ein Menschenalter vorher neu begründeten und von den Litauern eben völlig zerstörten Stadt Rastenburg ihre Gründungsurkunde oder Handveste ausstellte, da gab es die Neustadt schon. Denn es heißt in der Handveste „was Zinses von den Höfen der Neuen Stadt gefallen möchte“, davon soll der Orden  $\frac{2}{3}$ , die Stadt  $\frac{1}{3}$  erhalten. Das Gericht in der Neuen Stadt soll ebenso wie in der alten Stadt dem Schulzen und seinen Erben zugehören. Die Erwähnung einer Neustadt in so früher Zeit ist sehr merkwürdig und läßt sich etwa so erklären, daß die Altstadt, die ursprünglich nur um den Markt herum lag, schon mit einer vorläufigen Befestigung aus Graben und Ballisadenzaun versehen war, als sich zwischen ihr und dem Schloß eine neue Ansiedlung bildete. Diese Siedelung hat sich zu einer selbständigen Stadt jedoch nicht entwickeln können, da auch sie von den Litauern 1347 völlig zerstört wurde. Sie wurde dann 1357 zur Altstadt geschlagen und in den Bau der massiven Stadtmauer mit einbezogen. Als Straßennamen hat sie sich aber durch 6 Jahrhunderte erhalten. In späterer Zeit unterschied sie sich von der Altstadt dadurch, daß sie nur aus halben Häusern bestand. So waren im Jahre 1437 in der Altstadt 26 ganze Häuser und ein halbes, in der Neustadt 19 halbe. Im 18. Jahrhundert stand auf der Neustadt das sogenannte Offiziershaus (heute Platz), das die Stadt für den Kommandeur der Garnison bauen mußte und 1778 an den Obristwachtmeister v. Brabender verkaufte. Auf der anderen Seite der Straße standen längere Zeit hindurch die beiden Predigerwitwenhäuser, die die Kirche erst 1812 verkaufte. Im übrigen verstand man unter der Neustadt stets die Vorderer Neustadt, während die Hintere Neustadt noch vor 100 Jahren zur Burgfreiheit gerechnet wurde.

Damit kommen wir zu dem zweiten Straßennamen, der noch aus der Ordenszeit stammt, zu der Freiheit, früher auch Schloßfreiheit, Burgfreiheit, in der herzoglichen Zeit Amtsfreiheit genannt. Wir finden denselben Namen auch in anderen Ordensstädten wie Königsberg, Allenstein, Rößel. Man verstand darunter eine Vorstadt, die nicht auf städtischem Gelände, sondern auf Grund und Boden stand, der zum Schlosse gehörte. So bezeichnete man auch bei uns damit nicht nur den heutigen Straßenzug, sondern alle Gebäude, die außerhalb der Stadtmauer auf Schloßgelände lagen. Auch die heutige Bahnhofstraße — soweit sie nicht vom Mühlenteich eingenommen wurde — die Poststraße und der angrenzende Teil der Angerburger Straße und der Sembedstraße gehörten dazu. Sogar ein Teil der Hinteren Neustadt und die jehige Wilkesche Gießfabrik standen auf der „Freiheit“. Diese Siedelung war ebenso alt wie die Stadt selbst, wenn sie auch nicht zur Stadt gerechnet wurde. Es waren Gebäude, die zum Schloß gehörten und in diesem selbst nicht untergebracht werden konnten, Scheunen, Ställe, Gartenhäuser für die Schloßbeamten und Wohnungen für die Arbeiter, die vom Schloß beschäftigt wurden. Zu den ältesten von ihnen ist die Hausmühle zu rechnen, die schon 1357 bestand, da schon in der „Handveste“ das „Mühlentor“ erwähnt wird. Dann die Schloßschmiede auf der Hinteren Neustadt, heute die „Wenersche Schule“, die bis zum Jahre 1768 als Schmiede genutzt wurde. Und schließlich die Scharfrichterei (heute Poststraße 1), die bis in die neueste Zeit hinein in Betrieb war. Die Ansiedlung vergrößerte sich allmählich. 1620 waren es schon 25 „Häuserchen“. Auch die städtischen Gewerbe, die Wasser brauchten, erwarben gegenmäßigen Zins vom Schloß die Erlaubnis, sich hier niederzulassen. So baute das Schuhmachergewerk 1442 an der Guber dicht unterhalb der Freischleuse, die da lag, wo heute die Brücke auf der Freiheit führt, eine Lohmühle. Hier auf dem „Schustergrund“ bereiteten die Schuhmacher, die früher ihr Leder noch selbst gerbten, die Gerberlohe. Das Gewerk verkaufte die Lohmühle erst 1798 an den Rotgerbermeister Johann Kanfer. Auch die Tuchmacher hatten hier seit dem 15. Jahrhundert ihre Walkmühle etwa da, wo heute die Grambergische Untermühle

steht. Sie wurde 1817 von den Bäckermeistern und Mühlenbesitzern Bork und Pasternack erkanden. Dicht unterhalb des Schlosses in dem Eckhaus Bahnhofstraße 1 wurde Jahrhunderte hindurch eine Färberei betrieben. Die Freiheit unterstand nicht der städtischen Polizei, sie hatte auch ihre eigene Gerichtsbarkeit und zahlte an die Stadt keine Steuern. So erklärt sich auch ihr Name. Andererseits war es den Bewohnern der Freiheit verboten, ein städtisches Gewerbe zu betreiben, da sie keine Bürger waren. Schon 1434 mußte der Orden den Städten auf einem Landtage zu Elbing versprechen, „daß die Herrschaft keine Handwerker oder Kretschmer (Gastwirte) vor den Städten denselben zum Nachteil setzen solle.“ Die Schloßbeamten hatten jedoch ein finanzielles Interesse daran, zur Umgehung der städtischen Steuern Gewerbe auf der Freiheit anzusiedeln. Es gab dann heftige Streitigkeiten zwischen Schloß und Stadt, vor allem bei uns in Rastenburg, wo die Auffässigkeit der Bürger besonders groß war. Die Landtagsakten des 15., 16. und 17. Jahrhunderts sind voll von den Beschwerden der Rastenburger, daß die Regierung „Handwerker, Brantweinschener, Höker und Bierbrauer“ auf der Freiheit ansiedele. Jahrzehntelang kämpfte die Stadt um ihr Recht, als der Amtshauptmann am Anfange der heutigen Sembedstraße 1571 den Amtskrug errichtete und ihm die Berechtigung verlieh, 60 Scheffel Malz zu verbrauchen und 40 Stof Brantwein selbst zu brennen und zu verschenken. Ihr Recht bekam sie allerdings doch nicht, der Amtskrug hat bis in die letzten Jahre hinein bestanden. Ein weiterer Grund zu ständigen Reibereien zwischen Stadt und Schloß war der Umstand, daß die Freiheit nicht zur städtischen Polizei gehörte. Noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts beklagte sich die Stadt darüber: „Es geschieht oft, daß, wenn jemand in der Stadt was pecciert hat, er sich dahin retirieret und Magistrat dann kein gut Wort gibet“. Im Jahre 1723 erging endlich ein königliches Reskript, „daß zu Vermeidung der übrigen Inconvenientien die nahe an den Städten belegenen Amts-Freiheiten unter der Städte Jurisdiction gesetzt werden.“ Daraufhin erfolgte am 3. Juli 1723 die Eingemeindung der gesamten Freiheit mit Ausnahme der Domäne, der Mühle u. des Amtskruges, die erst in letzter Zeit zur Stadt geschlagen wurden. Den Grundzins, den die Einwohner so lange an das Schloß gezahlt hatten, mußte die Stadt allerdings noch im 19. Jahrhundert an das Amt abliefern. Der südlichste Teil der Freiheit hinter dem Sterzischen Grundstück lag übrigens auf Neuendorfer Gelände, die Stadt mußte dafür bis 1861 an die Gemeinde Neuendorf Grundzins zahlen. Dieser Teil hieß lange Zeit die Rheinische Vorstadt.

Noch ein dritter Teil der Stadt reicht bis in die Zeit ihrer Gründung zurück, vielleicht noch darüber hinaus, die sogenannte Bauernvorstadt. Es ist wahrscheinlich, daß hier schon vor Gründung der Stadt ein preußisches Dorf Kast gelegen hat, das dann der Burg ihren Namen gab. Die Bauernvorstadt lag um die heutige Luisenschule herum bis nach dem Wilhelmsplatz zu und machte noch im 19. Jahrhundert ganz den Eindruck eines Dorfes. Die Häuser am Beginn der Schulstraße geben uns heute noch ein Bild davon. Auf dem Platz vor der Luisenschule lag ein Teich, der Bauernenteich, der erst vor 50 Jahren zugeschüttet wurde. Um ihn herum lag eine Reihe von niedrigen, strohgedeckten Chaluppen. An dem Teich stand noch vor 100 Jahren das Hirtenhaus, in dem der städtische Kuhhirt und der Pferdewirt wohnten, und das Pfändehaus der städtischen Ackerbürger. Auf dem Wilhelmsplatz standen die Scheunen, mitten unter ihnen die vorstädtische Kirche mit dem dazugehörigen Friedhof. Auf der Bauernvorstadt wohnten die Inkleute der städtischen Hufenbesitzer.

Zwischen Altstadt und Bauernvorstadt entstand am Ausgang des Mittelalters ein neuer Stadtteil, zunächst die „Vorstadt vor dem Obertor“ genannt. Ihre Hauptstraße hieß noch zu Schaffers Zeiten der Steinendam, weil sie außerhalb der Mauer die einzige ge-

pflasterte Straße war. Die Pflasterung reichte bis zur Katharinenkirche, dann begann die Landstraße, seit 1833 die Chaussee nach Königsberg. Im 18. Jahrhundert kam der Name Königsberger Vorstadt auf. Sie wurde zunächst von kleinen Handwerkerbuden und Arbeiterwohnungen eingenommen, bis sie durch den großen Brand von 1761 das vornehme Viertel Raftenburgs wurde. Hier wohnten in schmutigen kleinen Häuschen mit Vorgärten die Offiziere der Garnison, im Tinnenschen Hause der erste Gymnasialdirektor Krüger, bei Rohmann der Kriegsrat v. Wscheberg, bei Schiemann die Frau v. Bronikowski, in deren Hause die Königin Louise übernachtete. Im Wannoviuschen Hause hat Jahrzehnte hindurch der Oberlehrer Brillowski gewohnt, von dem wir noch zu sprechen haben werden. Die Stufen, die an diesem Hause in die Höhe führen, zeigen, daß die Häuser ursprünglich Weiselage hatten. Auf der Königsberger Vorstadt errichtete 1708 der Hufschmied Christoph Lehmann den Löwentrug (heute Norddeutscher Hof), den ältesten Gasthof der Stadt, 1752 der Zimmermeister Johann Jacob Pfeiffer den „Pfeifferschen“ Krug, später der „Kote Krug“ und schließlich Hotel Thuleweit genannt. Hier befand sich auch die Post, zunächst neben dem Löwentrug, dann im Rohmannschen Hause und schließlich im Gebäude der Ostbank.

Der Teil der Königsberger Vorstadt, der nach dem Amtsstruge führte, hieß zuerst Drengfurtsche Vorstadt, später Ungerburger Vorstadt. Er ist erst seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts bebaut worden. Ursprünglich lagen hier Gärten, die bis an die Stadtmauer reichten, vor 200 Jahren auch die alte Reifferbahn der Seiler (heute Volk), seit 1664 das Hippelsche Malzhaus da, wo heute die Aktienbrauerei steht. Viel älter als die Ungerburger Vorstadt ist die Fischergasse, die einzige Straße der Stadt, die nach der Beschäftigung ihrer Bewohner ihren Namen hat. Einige Fischer mögen sich hier schon bei Gründung der Stadt niedergelassen haben, da der Fischfang im Mittelalter schon wegen der streng eingehaltenen Fastenzeit noch wichtiger war als heute. Der Oberteich war damals bedeutend größer als jetzt, nach Süden reichte er bis zur Ungerburger Vorstadt, sodaß die Höfe der Fischerbuden an das Wasser stießen. Trotzdem war der Teich nie so groß, daß sich mehrere Familien vom Fischfang nähren konnten, und so standen im Jahre 1620 nur 6 Häuschen in der Fischergasse. Später standen hier 3 Malzhäuser, von denen eines (heute Zabel) den Hippels gehörte. Das heutige Hotel Königsberg ist eine alte Färberei, die im 18. Jahrhundert dem Vicebürgermeister Besthorn gehörte und seit 1783 Jahrzehntlang in Händen der Familie Raumann war. Der „Schön- und Schwarzfärbermeister“ Johann Raumann, der lange Jahre im Magistrat saß, verkaufte sie 1845 an den Kaufmann Kowalski, der die Färberei zum Gasthof umbaute. Uebrigens wurde bis in die neueste Zeit hinein auch die Kolmarstraße zur Fischergasse gerechnet. Das Sawakische Haus, das hier steht, ist wohl dasjenige, das in unserer Stadt am längsten im Besitz einer Familie ist, da es der Schmiedemeister Johann Sawakki schon 1805 von dem Besitzer des Löwentruges kaufte.

Die letzte alte Ortsbezeichnung, die wir in unserer Stadt antreffen, ist das Georgental. Es taucht zuerst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf. Der erste, der sich hier „im Galgenfelde“ anbaute, war der Kaufmann Georg Zerbach, der an der Guber ein Malzhaus errichtete. Der Name Georgental sollte wohl an den heiligen Georg erinnern, die Nachbarschaft der Georgskirche mag die Veranlassung dazu gegeben haben, der Vorname des ersten Besitzers mochte aber auch eine Rolle dabei spielen. Um 1700 ging es in den Besitz der Hippels über, die es durch Ankauf benachbarter Weeder erheblich vergrößerten u. zu einem Stadtgut mit Brauerei und Brennerei ausbauten. Sie legten einen großen Baum- und Obstgarten an mit Glashaus und Drangerie und errichteten im Garten eine Sommerwohnung, das „Luft-

haus“, das heute noch steht und, da es 1767 schon erbaut war, eins der ältesten Häuser der Stadt ist und mit seinem gefälligen Neukern noch heute Zeugnis ablegt von dem feinen Geschmack des 18. Jahrhunderts. Es hat dann mannigfache Schicksale gehabt und oft den Besitzer gewechselt, nachdem die Hippels es 1800 an einen Baron von Kanferling verkauft hatten. Mehrere von ihnen, der Amtmann Döbbelin, der Malzenbräuer Neumann, der Stellmachermeister Pohl, haben in der städtischen Verwaltung eine Rolle gespielt. Dem letzteren ist es zu verdanken, daß der Name Georgental als Straßenbezeichnung erhalten geblieben ist. Denn er legte einen geharnischten Protest ein, als die Polizeiverwaltung bei der Neubenennung von Straßen das Georgental in den benachbarten Straßenzügen aufgehen lassen wollte.

Hatten so die Vorstädte schon seit langer Zeit ihre eigenen Namen, so hielt man es in der Altstadt innerhalb der Mauern viele Jahrhunderte hindurch nicht für nötig, die Straßen zu benennen. Hier tauchen die ersten Straßennamen erst im 18. Jahrhundert auf. Eine Ausnahme machen nur die Bezeichnungen der Plätze: der Markt, der Paradeplatz, der Platz „Am hohen Tor“ (heute Ritterplatz) und „Am Mühlentor“. 1739 findet sich zum ersten Male die Kirchengasse erwähnt, etwas später die Schloßgasse, die damals noch mit Recht so hieß, da sie auch den Rollberg umfaßte und also wirklich zum Schloß führte. Als im Jahre 1784 für die städtischen Grundstücke allgemein Grundbuchnummern eingeführt wurden, hören wir zum ersten Male von der Rittergasse, Predigergasse oder Pfaffengasse (Hintere Kirchengasse), Schulgasse (Hintere Schloßstraße) und Mauergasse. Die letztere hieß auch „An der Stadtmauer“ oder Lazarettgasse. In ihr stand nämlich am Paradeplatz das städtische Lazarett unter einem Dach mit der Baderei, die hier wohl schon seit dem 14. Jahrhundert untergebracht war. Später wurde daraus ein städtisches Armenhaus, das vor kurzer Zeit abgebrannt ist. Der alttümliche Speicher mit dem Aufzug, der der Brandstelle gegenüber liegt, ist die alte Schrempfsche Brauerei. In der Mauergasse, die einst noch schmaler war als heute, lagen trotzdem eine Reihe von öffentlichen Gebäuden. An das Lazarett schloß sich nach dem Hohen Tor zu das Stadtdienershaus an, in dem der städtische Ratsdiener und der Gerichtsdiener wohnten, dann seit 1731 die sogenannte Mädchenschule, schließlich das Organistenhaus, das der Kirchengemeinde gehörte, und dann die Corps de Garde am Hohen Tor. Die übrigen Straßennamen bedürfen einer Erklärung nicht. Als die Städteordnung eingeführt wurde, erhielten sie ihre heutige Form, die leider keine Verbesserung war. Am meisten ist zu bedauern, daß die schöne Endung Gasse der nüchternen Straße weichen mußte, und es wäre wohl zu erwägen, ob man das alte Wort für die Straßen an der Mauer, die nur dem Personenverkehr dienen, nicht wieder einführen könnte.

Ehe wir wieder zum Tor hinauswandern, seien einige kurze Bemerkungen über einzelne Häuser der Altstadt gestattet. Die bewegteste Geschichte von ihnen allen hat wohl das Haus Schloßstraße Nr. 1 (Czuja). Es ist die älteste Apotheke der Stadt. Die Namen seiner Besitzer sind seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges bekannt. Haben sie doch fast ausnahmslos in der Stadt eine große Rolle gespielt. Die Hinck, Schame, Zerbach haben lange Jahre im Rat gesessen, Gottlieb Ohm, der zugleich Land- und Stadtphysikus war, war von 1759—69 Bürgermeister, sein Nachfolger Dr. Georg Hippel, ebenfalls Arzt und Apotheker, bekleidete 1769—84 denselben Posten. Das Apothekerprivileg wurde erst 1803 von dem Grundstück getrennt. 1822 kaufte die Stadt das Haus, um hier eine Volksschule einzurichten. 1865 verwandelte es sich in das städtische Rathaus, bis dieses in den heutigen Neubau verlegt wurde. Die beiden alten Häuser, die der Kirche gegenüber stehen, sind die alten Predigerhäuser; das linke war einst die deutsche Kaplanei, später die Superintendentur, das rechte die polnische Kaplanei. Die jetzige Hippelschule war bis vor 100 Jah-

ren die Wohnung des Erzpriesters und beherbergte dann von 1817—1907 das königliche Gymnasium. Der erste Gymnasialdirektor Krüger ist in dem Hause Alter Markt 4 (Kollekki) geboren. Die Adlerapothekerei besteht erst seit 1737. Früher ruhte das Privileg auf dem Grundstück Ritterstraße 6 (Rohdman). Hier wohnten einst der Bürgermeister und Apotheker Billich, der die Stadt 1684—1710 regierte, und der Arzt und Apotheker Dr. Hübner, der von 1723—55 Bürgermeister war. Dieser verkaufte die Apothekergerechtigkeit an einen Dr. Feyerabend, der sie nach dem Markt verlegte. Der Apothekenbesitzer Wulff, der ebenfalls im Rat der Stadt saß, kaufte auch das zweite Privileg von Schloßstraße Nr. 1, bis im Jahre 1864 der Apotheker Hermann Holz dieses nach der Königsberger Vorstadt an Stephani verkaufte. Holz ist der Vater des bekannten Dichters Arno Holz, der am 26. April 1863 in der Adlerapothekerei geboren wurde. In der Zeit der Gewerbeberechtigungen hatten zwei Häuser der Stadt allein das Privileg des Gewürzkrams: Ritterstraße 9 (Hempel) und Kirchenstraße 6 (Hirsch). Das erstere hat heute noch im Giebel eine halb zerstörte Inschrift, nach der es von dem Vicebürgermeister Johann Horch (1723 bis 1733) erbaut ist. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehörte es dem Kaufmann Ernst Presting, der der letzte in Rastenburg geborene Bürgermeister unserer Stadt und zugleich unser erster Ehrenbürger war. Das Haus in der Kirchenstraße war Jahrhunderte hindurch in Händen der Familie Heiligendörffer, die in der Geschichte der Stadt eine große Rolle spielt. Das Privileg zum Gewürzkram wurde 1811 aufgehoben.

Um dieselbe Zeit ist die Benennung von Straßen in der Altstadt zum Abschluß gekommen. Neue Straßen konnten nur außerhalb der Mauern entstehen. Aber auch hier waren der Ausdehnung der Stadt Grenzen gezogen. Im Süden und Osten umfaßte die Domäne die Stadt und verhinderte die Ausbreitung, im Westen waren der Stadtwall und der doppelte Stadtgraben im Wege, im Norden waren zwischen der Bauernvorstadt und der Königsberger Vorstadt die städtischen Scheunen bis dicht an die Wohnhäuser gebaut. Da machte der große Brand vom 18. Dezember 1821, dem die ganze Scheunenstadt zum Opfer fiel, der Stadt Luft. Der Magistrat beschloß, die Scheunen nicht mehr auf der alten Stelle bauen zu lassen, sondern legte hier einen freien Platz an, der zu Marktzwecken dienen sollte. Dafür kaufte er von dem Stadtkämmerer Buchmann 1823 einen Roggarden westlich von diesem Platz und legte die „Neue Sorge“ an. Im Laufe der Zeit entstand hier ein neues Scheunenviertel, dessen Wege Scheunenstraßen genannt wurden. Als die Stadt allmählich zu wachsen begann, entwickelten sich die Straßen des Scheunenviertels zu Wohnstraßen. Da der Zimmermeister Modriker in der Scheunenstraße, die am Gerichtsgebäude abhog, mehrere Wohnhäuser errichtete, entschloß sich der Magistrat 1878, diese „Modrikerische Scheunenstraße“ Wilhelmstraße zu benennen. Im Jahre darauf erhielt der neue Platz, für den sich im Volksmunde die Bezeichnung „Schweinemarkt“ eingebürgert hatte, auf Wunsch der Anlieger den Namen Wilhelmplatz. Aus beiden Namen spricht die Verehrung für Kaiser Wilhelm I. In demselben Jahr 1879 wurde die neugepflasterte Straße, die vom Wilhelmplatz nach dem Oberteich führte und die man bisher zur Bauernvorstadt gerechnet hatte, Stiftsstraße benannt. Dieser Name erinnert an das in der Nähe des Oberteiches stehende „Friedrich Wilhelm III.-Stift zur Versorgung treuer und gesitteter Dienstboten“, das im Jahre 1852 von dem Gymnasialoberlehrer Dr. Anton Brillowski begründet wurde. Einige kurze Angaben mögen das Andenken dieses trefflichen Mannes, der auch in einer Brillowskistiftung weiterlebt, auffrischen. Brillowski war 1799 in Danzig geboren, kam 1829 von Königs an das hiesige Gymnasium, zog 1861 nach seiner Pensionierung nach Königsberg und starb 1889 zu Wiesbaden. Er betätigte sich eifrig im öffentlichen Leben, war

hindurch Stadtverordneter, begründete 1841 mit anderen die städtische Sparkasse, einen Wohltätigkeitsverein und die Kleinkinderschule. 1852 schenkte er der Stadt ein Haus von 8 Stuben und 8 Kammern, einen „im kleinen Felde“ belegenen Acker und 205 Taler zur Einrichtung des Stiftes.

Inzwischen hatte die Stadt sich nach einer anderen Seite entwickelt. 1867 wurde der Bahnhof eröffnet, und in Rastenburg setzte dieselbe Entwicklung ein, die wir an so vielen Orten beobachten können: es fing an, nach dem Bahnhofe hin zu wachsen. Dadurch entstanden zunächst zwei neue Straßen: die erste und zweite Bahnhofstraße. Die letztere wurde, seitdem in ihr 1897 die heutige Post erbaut war, Poststraße genannt. An der Lötkener Chaussee und der Oberteichstraße entstanden die Provinzialanstalt für Schwachsinnige, das Krankenhaus der Barmherzigkeit, das Landgestüt und das Sembedstift. Die Stadt war mittlerweile so angewachsen, daß bei Aufstellung der Klassensteuerlisten die mangelhafte Bezeichnung der einzelnen Häuser Schwierigkeiten ergab. Im Jahre 1858 gab daher der Landrat v. Queis dem Magistrat den Auftrag, Straßenschilder und Hausnummern anbringen zu lassen. Das geschah auch. Jeder Hausbesitzer mußte an seinem Hause seine Grundbuchnummer, mit Delfarbe auf Blech gemalt, anschlagen. Bei einer Revision der städtischen Verwaltung durch die Regierung ergab sich aber, daß Schilder und Nummern fast überall fehlten. Jetzt entschloß sich der Magistrat 1875, mit dem alten Brauch zu brechen und die bewohnten Gebäude der Stadt, wie es heute allgemein Sitte ist, nach Straßen zu nummerieren. 1898 wurde beschlossen, daß alle Straßen an der linken Ecke, die dem Rathaus am nächsten liegt, die Nr. 1 erhalten und daß die linke Seite die ungeraden, die rechte die geraden Nummern führen sollte.

(Schluß im nächsten Heimatblatt.)

## Das Eulenhäus.

Es stand am Kreuzweg nach Tannenwalde. So ähnlich sah es aus wie die Chaussee-Einnehmerhäuschen. Weil es so entlegen von der Stadt war und die darin wohnten, mit den Eulen gute Freundschaft hatten, wurde es das „Uhlehus“ genannt. Der Böse sollte dort zuweilen herrschen. Man erzählte sich manches vom nächtlichen Spuk. Wir Jungen nahmen diese Geschichten witzbegierig auf und betrachteten das Haus mit einer gewissen Scheu — meist aus respektvoller Entfernung. Einmal wurde ein Mann an der Landstraße tot aufgefunden. Da hieß es, er sei am Eulenhäus von einem Gespenst verfolgt worden, das wie ein fliegender Mantel auf ihn hinzugeeilt gekommen sei. Wie schreckliche Fangarme habe sich der gespenstige Mantel um den Hals des Mannes gepreßt und ihn erwürgt. Einst erhängte sich jemand im Uhlehus. Da hätten alle Hunde auf der Bauernvorstadt und bei den städtischen Abbaubesitzern so schrecklich geheult, daß es den Menschen gruselig wurde. Mancher schob mit Pistolen auf seinem Hofe, um vor den Hundstößen Ruhe zu haben — vergeblich. Ein andermal seien große Scharen wilder Gänse über den Oberteich geflogen, das Eulenhäus-Gespensst hinterher. Es habe wie ein Riesenschwan ausgehoben mit Flügeln wie leuchtendes Feuer. Wenn der Sturm des Nachts raste, sagte man, im Eulenhäus sei ein schlechter Tag gewesen.

Eines Abends geht das Eulenhäus in Flammen auf. Der Spuk werde nun verscheucht sein, so meinen wir. Aber das Uhlehus wird wieder aufgebaut — und der Spuk treibt erneut seinen nächtlichen Lärm. Er plagt und narret unser jugendliches Hirn. Ein zweites mal brennt das Haus ab. Es wird nicht wieder aufgebaut. Vielen ist das Uhlehus noch in Erinnerung, aber die wenigstens kennen seine Spukgeschichten.

—dt.